

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

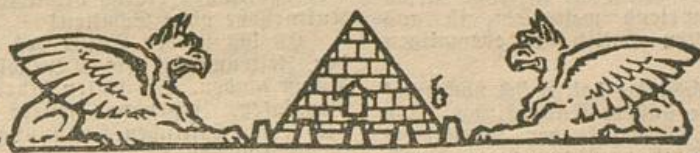
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

9.10.1927 (No. 41)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 41



9. Okt. 1927

Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt zu Ausgang des Mittelalters

Festvortrag bei der Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung in Danzig (4. Oktober 1927) von Willy Andreas.

Ueberfülle der Sonderbildung und Formenüberladung des politischen Daseins haben unserer Geschichte schicksalvolle Züge aufgeprägt. Sie machen ihren Reichtum, ihren Kräfteüberschuss und ihre Farbigkeit aus. Aber auch ihre Hemmungen, das Versagen in entscheidenden Stunden, ihr Unglück, liegen darin beschlossen. Denn Vielgestaltigkeit war Zersplitterung.

Aus der Unsumme wuchernder territorialer Einzelbildungen heben sich am Vorabend der Reformation die Reichsstädte ihrem Wesen nach als etwas Eigenes ab: weit über hundert Gebilde, die man auf Grund gemeinsamer rechtlicher Merkmale unter den gleichen Begriff zusammenfaßt. Innerhalb dieser Erscheinung aber welche Verschiedenheit im Ausmaß ihrer Freiheiten, in Größe, Bedeutung und Wirtschaftsgeltung von Lübeck, der Königin der Ostsee, bis zu den kleinen Städtchen in Schwaben! Es lebt sich darin aus die ganze Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme, Nord und Süd treten aneinander im Zuschnitt von Verfassung und Lebensweise. Alle Inselhaft in eine fremde, ja feindliche Umgebung eingestreut. In Niederdeutschland sind ihrer wenige; nach Osten hin verlieren sie sich ganz; den Rhein entlang eine glänzende und stattliche Reihe von Aachen und Köln bis zu den traulichen Reichsstädten im Elsaß und der Schweiz. In Franken und Schwaben drängen sie duzendweise sich zusammen. In den Hansestädten starb auch in Zeiten des Verfalls die große Tradition nie gänzlich ab, während so manche Herzogrepublik des Südens jahrhundertlang nur noch hindämmern scheinen.

Alle Eigengeklächtheit und Willkür historischen Wachstums zeichnet sich an diesen Gemeinwesen ab. Ungleich war auch das Maß ihrer Bedrohtheit: Mainz hatte seine Unabhängigkeit schon eingebüßt; Regensburg war nahe daran, sie zu verlieren; in Konstantz lag sie in den letzten Zügen. Gestiegen war beim Ausbruch der Reformation die Gefahr überall. Sie kam von selten der fürstlichen Territorialmacht, im Hansebereich vom Aufstieg der erwachenden Nationalstaaten, ihrem wachsenden Machtanspruch und wirtschaftlichen Wettbewerbs.

Vasel hinwiederum hatte sich durch seinen Eintritt in die Eidgenossenschaft vom Reiche zwar nicht in aller Form, aber tatsächlich so gut wie ganz gelöst. Der Rat empfing zwar die Einladung zu Reichstagen, die Aufforderung zu Truppenstellungen und zur Entrichtung von Steuern. Dem Boten, der diese feierlichen Zuschriften überbrachte, gab man ein Trinkgeld und leste sie still zu dem Haufen der übrigen Reichspapiere.

Städte wie Augsburg und Nürnberg mit ihren weit ausgebreiteten Handelsbeziehungen erhöhten das deutsche Ansehen in der Fremde. Noch vertrat auch die Hanse in ihrem Bereich glänzende Wirtschafts- und Kulturüberlieferungen, obschon die Verbote kommenden Niederganges in Nord, Ost und West, von der Seite Englands, Spaniens, Skandinaviens und der Niederlande her sich ankündigten. Bald sollte sich die Zwiespältigkeit, die im Verhältnis der Städte zum Reiche lag, weiter an ihnen rächen. Was früher der Nährboden für die Stärke der Hanse gewesen war, Deutschlands politische Zersplitterung, wurde später Ursache ihrer

Schwäche, als sie dem ausländischen Wettbewerbs aus eigener Kraft heraus nicht mehr gewachsen war. Nun fehlte ihr die schübende und stützende Macht eines starken Gesamtstaates.

In den Versündigungen des Partikularismus hatten auch die Reichsstädte ihren Teil. Mehr als einmal haben sie dem nationalen Besten zuwider gehandelt, in Selbstsucht verhärtet. Ihre Politik war nicht immer von großen Gesichtspunkten geleitet. Blickbefangenheit und Kirchturmschörizonte haben oft ihr Tun bestimmt.

In den Kämpfen um die Reform der Reichsverfassung eingeleitet durch den Lebensvoller Antriebe von ihnen aus, schöpferischen Anteil hatten sie schon gar nicht. Eher wirkten sie als hemmende Kräfte, denn sie dachten, wie auch die anderen Stände, mehr an sich als an Deutschland. Für eine kraftvolle Reichsgewalt brachten sie wenig Verständnis auf; ein starkes Kaisertum fürchteten sie, wie ihre Nebenbuhler, die Fürsten. Das hat schon Machiavelli richtig erkannt. Wohl waren in Nürnberg seit den Tagen Kaiser Sigismunds die Reichskleinodien aufbewahrt und einmal wurden sie alljährlich auf der Heiltumsmesse öffentlich zur Schau gestellt. Aber aus der Symbolik des löblichen Besitzes leitete der Rat kaum die Verpflichtung ab, sich patriotischer und opferfreudiger anzuführen als andere Mitstände. Und wenn der Kaiser einem Patriarchenhaus die Ehre erwies, darin abzusteigen, so meldete der brave Bürger seinen Vergütungsanspruch an.

Das Aufstreben der Städte macht einen wesentlichen Teil der spätmittelalterlichen Entwicklung aus. Sie waren lebensvolle Glieder des Ganzen; aber ihrem Auftreten fehlte trotz Hanse und Städtebündnissen die Geschlossenheit, und war sie einmal erreicht, Dauer und Nachhaltigkeit. Das deutsche Gesamtgeschick entscheidend zu beeinflussen, waren sie weder stark noch einig genug; schwer waren sie unter einen Hut zu bringen. So empfing denn unsere deutsche Staatsbildung ihr vorwaltendes Gepräge vom Fürstentum, das mächtiger war. Wohl haben die Städte an der Reife des Mittelalters die Reichsständschaft erreicht. Aber ihr Stimmrecht blieb noch lange Zeit hinaus umstritten. Erst der Westfälische Friede hat darüber zu ihren Gunsten entschieden. Immer fühlten sie sich auf den Reichstagen etwas abseits oder an die Wand gedrückt. Ein sicheres Bewußtsein der Gleichberechtigung im Reiche konnte sich bei ihnen entwickeln, und so gingen sie häufig der Verantwortung tatenscheu aus dem Wege.

Wohl hatten Fürsten und Adel in den vorausgegangenen Kämpfen nicht vermocht, die Städte zu Boden zu werfen. Aber gerade die Unentschiedenheit des Ringens ließ einen Stachel zurück und eine Wolke von Haß, von Standesvorurteilen und gegenseitiger Verfechtung lag zwischen Fürsten und Bürgertum. In unverminderter Schärfe ging der Gegensatz ins 16. Jahrhundert hinüber, zwar ohne Feldzüge vom Ausmaß und der blutigen Erbitterung früherer Jahrzehnte. Bündel aber gab es überall noch genug. In Ursachen dazu fehlte es nirgends. In Augsburg nahmen die Grenzreitigkeiten mit den bayerischen Herzögen und die Quengleien wegen der Regulierung des Lech, den man den Bür-

gern böswillig absperrte, kein Ende. Die Bevölkerung hatte Verständnis dafür, wenn der ältere Holbein auf dem Bilbe des Sebastianaltars den Henkersknecht, der den Schuß auf den Heiligen abgibt, in die bayerischen Farben kleidete. Während das bürgerliche Selbstgefühl eher im Wachen als im Abnehmen war, neigte sich die Wagschale doch bereits dem Geuer zu. Dem aufstrebenden Landesherrentum gehörte die Zukunft.

Es war nur eine Folge der eben berührten politischen Gewichtsverteilung, daß die Gebietsentwicklung der Reichsstädte zu Ausgang des Mittelalters fast durchweg zum Stillstand gekommen war. Einschneidende Veränderungen territorialer Art fanden hinfort nicht mehr statt. Obnehin erfreuten sich nur wenige von ihnen, und keineswegs immer die größten, eines Territoriums; und auch das pflegte geringen Umfang zu haben. Aber gerade die Abrundung und Erweiterung des Landbesitzes bildete eine Grundlage der förmlichen Macht, welche die Städte zu überflügeln im Begriff war.

So ist es kein Zufall, daß aus Goethes Schilderung des damaligen Frankfurt in „Wahrheit und Dichtung“ diezüge der spätmittelalterlichen Stadt zu uns sprechen. In den letzten Jahrzehnten des Mittelalters nahm eben das äußere Stadtbild eine Gestalt an, die sich in allem Wandel der Dinge doch behauptete. Auch die zeitlich viel späteren Merianschen Stiche halten diese Entwicklungsstufe der Reichsstädte fest. Und noch heute, wo das Leben über die alten Mauern hinausgeschliffen ist, erregt uns an den wunderbaren Stadtsilhouetten der Wasserfronte ihr beinahe feierlicher Ausdruck. Jenes malerische Stück Strakburg, das in einer zarten Silberstiftzeichnung Hans Baldung Grien weiterlebt, ist aus dem veränderten, doch immer geliebten Antlitz der ehemaligen Reichsstadt nicht geschwunden.

Die inneren Verhältnisse der Reichsstädte hatten sich noch nicht im gleichen Grade verfestigt wie ihre äußere Entwicklung. Die großen Verfassungskämpfe und der Höhepunkt der Zunftbewegung lagen allerdings weit zurück. Stoff zu Unruhen war auch jetzt in mancherlei Hinsicht vorhanden. Gerade ein paar Jahre vor der Reformation geht nochmals durch eine Anzahl von Reichsstädten eine neue Welle von Unzufriedenheit und Mißbehagen, kommt es zu Aufläufen und Erhebungen, sei es wegen einzelner Mißbräuche oder Heimlichkeit der Regierenden, sei es über Steuerdruck und Verschuldung. Es waren keine Revolutionen größeren Stils, obwohl es da und dort nicht ohne Wutausbrüche und Mordurteile abging. Es fehlte diesen Bewegungen die schneidende Schärfe der früheren Klassenkämpfe; denn der politische Gegensatz zwischen Geschlechtern und Handwerkern war im Verfall, und wo die Zünfte selber mit im Regiment saßen oder die Obrigkeit ganz in der Hand hatten, lernten sie bald als neue Aristokratie sich fühlen. Die Nebenerscheinungen oligarchischer Verengung, egoistischer Familien- und Sippenpolitik waren den umgebildeten und verjüngten Ratsverfassungen des damaligen Deutschlands gewiß nicht fremd. Von einer allgemeinen Verderbnis kann indessen wohl nirgends die Rede sein! Die Entartung und Verkümmung der Stadtverwaltungen setzte erst später ein, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In jenen früheren Unruhen aber machten sich nicht nur soziale Verstimnungen, sondern auch die ungeheure allgemeine Gärung und feilsche Aufgewühltheit der herausgehenden Epochenwende Luft. Auch durch die Reichsstädte weiterleuchtet und großt es am Vorabend der religiösen Erschütterung. Unabsehbar die Folgen, wenn die vorhandene soziale Mißstimmung sich mit anderen umwälzenden Leidenschaften und den weltanschaulichen Sehnsüchten eines zerrissenen Zeitalters verbanden! In Hamburg galt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts 20 Prozent der Bevölkerung als verarmt. Der Abstand zwischen Besitzenden und Besitzlosen war infolge der frühkapitalistischen Unternehmungen der Kugler und der anderen großen Handelsgesellschaften eher fühlbarer als geringerer geworden. Besonders unter den Weibern herrschte viel Elend. Die Kuglersche Kleinhausfiedelung für Augsburger Handwerker war ein Akt feiner bedachter Wohltätigkeit, um die Nichtbegüterten mit der aufreißenden Last eines so märchenhaften und ungleich verteilten Reichtums einigermaßen zu veröhnen. Schon hatte das Wort Kugler im Volke den übelsten Klang. Und in den Auflagen gegen die Handelsgesellschaften und ihre Monopolbestrebungen waren alle Stände vom Ritter, Geistlichen, Kleinkaufmann und Handwerker bis zum Bauern hinunter einig; ja, man legte ihnen die ganze Preisrevolution und überhaupt Wirtschaftsnöte zur Last, die anderen Ursprungs waren.

Die Ratskörperschaften selber haben gerade in diesen Uebergangszeiten sich der sozialen Wohlfahrtspflege womöglich noch stärker angenommen als früher. Eine Bettel- und Armenordnung folgte

in diesen Jahren der anderen. Vielfach hatten die Städte auch auf diesem Gebiet die ermattende und zurückweichende Kirche schon überholt. Die Leistungen städtischer Sozialpolitik sind für diese Zeit höchst achtungswert, freilich ohne daß sie dem Elend der niederen Bevölkerung ganz hätten steuern können. Natürlich strömten gerade in den volkreicheren Verkehrscentren auch allerlei wurzellose Existenzen ein, „schädliche Leute“, wie es in den Chroniken heißt, Vertreter leichtsüchtiger Zünfte, vom Kuppler, Bauernfänger und Säckelschneider bis zum Landstreicher und falschen Pilgrim herunter, die in Massen unterwegs waren. So bargen auch die blühendsten Reichsstädte — und vielleicht sie am meisten — ein bestimmtes Maß sozialer Problematik. Jede hatte ihre Entwürfen des Schicksals; da war die von Obrigkeit wegen durch höchst eingehende Verordnungen geregelte Prostitution der Frauenhäuser; dann und wann gellen durch die engen Gassen Judenverfolgungen, wie in Regensburg, oder kommt es zu Ausweisungen, wie in Nürnberg und Rothenburg. Jede Stadtverwaltung hatte eine Zahl dauernd breithafter und starrer Menschen, die ihr zur Last waren; dazu die verheerende Wirkung der Seuchen, namentlich der Pest und der Syphilis, die gegen Ende des Jahrhunderts von Italien her durch die süddeutschen Reichsstädte ihren Einzug hielt. Und zum Bilde gehören auch die vielfach ungünstigen Bevölkerungsverhältnisse, mit starker Kindersterblichkeit, mit erheblichem Ueberschuß der weiblichen über die männlichen Geburten, die noch unzureichenden Maßnahmen ärztlicher Kunst und obrigkeitlicher Hygiene, obwohl man auch da sich um fortschrittliche Verbesserungen rechtlich bemühte. Genug der Aufzählungen! Keine Kulturhöhe ohne Schatten!

Es lag in der Natur des städtischen Lebens, daß alle Kräfte der Zeitenwende, die Deutschland überhaupt bewegten, in ihm Raum fanden. Sie fluteten hinein in breitem Strom und in stillen Ninnalen. Irrendwie wurde jede einzelne Stadt berührt von den leidenschaftlichen Spannungen und jähen Kontrasten, von den Fieberstimungen aller Gräde, die Deutschland durchwogten. Noch umhagte und überwölbte sie alle die mittelalterliche Glaubenswelt, wenn auch die Funken der Ketzerei von Böhmen herübersprühten. Noch war die Kirche auch dem bürgerlichen Dasein Lebensmitte, empfing es von ihr Bindung und festen Halt. Das Tun der Obrerschaften und des Einzelnen war von religiösen Inhalten durchsetzt und die himmelweisende Symbolik der Kirche begleitete den Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Noch lag diese bürgerliche Welt, obwohl es auch in ihr zuckte und brodelte, im Schatten ihrer Dome geborgen. Aber andererseits traten die längst vorhandenen Risse und Sprünge des mittelalterlichen Weltbildes naturgemäß in dem bewegten städtischen Kulturkreis sichtbar hervor als in irgend einem anderen Bereich, und neue Lebensstimungen brachen sich Bahn.

Gerade in den Reichsstädten schoben die Stadtregierungen ihre Macht gegenüber der Kirche vor. Alt war der Kampf gegen Bischöfe und Domkapitel, ständig sich wiederholend der Streit um Gerichtsbarkeit und Steuerfreiheit, zäh das Ringen gegen den wirtschaftlichen Wettbewerb der Geistlichen, planmäßig die Versuche, weitere Vermehrung des Kirchengutes auf Kosten des bürgerlichen Grundbesitzes zu verhindern. Ueberall dehnte man den Einfluß der weltlichen Obrigkeit aus in Pfarr- und Pfründenbesetzung, in Vermögensaufsicht, Kloster- und Kirchenzucht. Wachsende Keizung, in Gottesdienst und kultische Dinge hineinzueregieren, übertriebene Heiligenverehrung, etwa Wallfahrtsfieber und Blakmißbräuche einzudämmen. Kurz, der Stadtstaat fühlte sich berufen, auch die Sorge um geistliche und sittliche Werte amtlich zu vertreten. Wille zur Lebensgestaltung aus eigener, aus weltlicher Kraft und Selbstherrlichkeit war da am Werk.

Nicht ohne Grund hat man die Stadt als Prototyp des modernen Staates bezeichnet. Ihre sinnreich durchgebildete Verwaltung, ihr hochentwickeltes Behördenwesen, das sich erweiterte und verfeinerte, ihre planvolle Finanzwirtschaft, ihre Wohlfahrtspflege, der ganze lebendige durchblutete Gesamtorganismus, der aus einheitlichen Gesichtspunkten heraus regiert wurde, bot Anregung und Vorbild. Eine alles umspannende Verordnungsfreundlichkeit war hier an der Arbeit, die Gesetzgebung bis ins kleinste geregelt. Sie erstreckte sich von der Zusammenkunft des Rates bis zur Strakenreinigung und Kleidervorschriften, bis zur Anzahl der Gänge beim Hochzeitsmahl und den Weinorten, die man geben durfte, der Größe des Leichenschilbes und dem Trinkgeld bei feierlichen Veranstaltungen. In alledem erinnern die Stadtrepubliken stark an den vielregierenden allmächtigen Polizeistaat, und auch die wohlmeinenden Züge aufgeklärter Denkweise treten in frühen Ansätzen bei ihnen hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Leonhard Winkler / Zwischen zwei Weltteilen

(Schluß)

Bis zum Sonntag Abend war es mir gut gegangen; nun aber fing mein Trauern an. Ich sagte mir, daß ich zur Rückreise mit der Bahn, außer einem Fahrbest, das ich mir bei dem in allen Weltplätzen vertretenen Cooks Reisebüro besorgen wollte, noch einen bulgarischen, serbischen und ungarischen Sichtvermerk in den Paß brauchte. Den Vermerk konnte ich mir aber nicht beschaffen, wenn der Schuttmann den Paß auf dem Schiff behielt. Am anderen Morgen kam der Vertreter der Levantelinie, ein Großkaufmann, an Bord. Er stellte sich mir zur Verfügung. Zunächst fuhr

ich mit ihm zum Geschäft, an dessen Dach noch der Name Hugo Stinnes in großen Buchstaben prangt. Nach seiner Mitteilung ist Cook in der Kriegs- oder Nachkriegszeit eingegangen. Er gab mir aber einen jungen Mann mit, der mich unter Benutzung der von Galata nach Pera hinausführenden Tunnelbahn zu einem anderen Reisebüro brachte, wo ich mich französisch leidlich gut verständigte. Als ich zurückkam, teilte er mir mit, er habe sich mit der Polizei ins Benehmen gesetzt und werde den Paß bis nachmittags 3 Uhr erhalten. Ich solle dann wieder vorsprechen, um die Sichtvermerke zu beschaffen.

Nachmittags konnte ich den Paß in der Tat in Empfang nehmen und zum Reisebüro bringen. Dort aber sagte man mir, der Polizeivermerk darin berechtige mich nur zum Gang vom Schiff und zum Schiff; damit dürfe ich nicht vom Bahnhof abfahren. Auf meine Entgegnung, diesen Mangel habe doch der Vertreter der Schiffsgesellschaft gerade beheben wollen, schickte man mich wieder zu ihm. Er nahm den Fernsprecher zur Hand und teilte als Ergebnis mit, morgen früh werde ein Mann vom Reisebüro zum Schiff fahren, um die Sache auf der Polizei zu regeln. In der Tat kam jemand am Dienstag morgen, mußte aber auf der Schiffstreppe bleiben und von da in Gegenwart des Schutzmanns mit mir verhandeln. Meine Meinung, wir könnten nun zusammen hinaufahren, war wieder irrig. Denn nach des Schutzmanns Gebot mußte entweder der Paß oder der Mann an Bord bleiben. Da nun der Paß den Konsulaten der zu durchfahrenden Länder vorgelegt werden mußte, blieb ich an Bord, bis die Sache geregelt sei. Kurz darauf erlebte ich ein weiteres Beispiel von der Freiheit in der heutigen Türkei. Der Kapitän eines Schwesterschiffes ließ sich zu unserem Herüberfahren, um etwas Dienstliches zu besprechen. Der Schutzmann wollte ihn nicht hereinlassen. Kapitäne dürfen zwar (zum Unterschied von der anderen Schiffsbefahrung) aus Land, aber nicht auf ein anderes Schiff. Auch die Funktion der Schiffe wird von den Türken versiegelt. Der alte Metternich würde sich wohl freuen, wenn er von den Fortschritten des heutigen Polizeistaates Kunde bekäme. Im Laufe des Tags kam der Mann vom Reisebüro wieder, um zu sagen, daß die Sache bei der türkischen Polizei noch nicht geregelt sei, daß man aber inzwischen die Sichtvermerke für Bulgarien usw. besorgen wolle, morgen gegen Mittag hoffe er mir alles bringen zu können. Ich hatte jetzt Muße, mir Konstantinopel vom Schiff aus anzusehen. Unser Kapitän meinte überhaupt, von da aus sei es schöner als darin. Reizvoll ist der Blick übrigens nicht bloß bei Tage, sondern auch abends, wo alle Ufer bis hoch hinauf beleuchtet sind und über die Wasserfläche die beleuchteten Dampfer huschen, die den Verkehr mit Skutari, Haibar Pascha, den Prinzeninseln und dem Bosphorus vermitteln. Auch konnte ich am 23. August den großen Brand in Skutari beobachten, der Hunderte von Häusern einäscherte und Tausende von Menschen obdachlos gemacht hat. Am Mittwoch um 1/2 3 Uhr brachte der Mann endlich den Paß mit dem Vermerk, nun könne ich hin, wohin ich wolle. Ich fuhr mit ihm, um das Fahrheft zu holen und zu bezahlen und zu besprechen, wie mein Gepäck an die Bahn geschafft werden solle. Auf Donnerstag früh 8 Uhr 15 hatte ich die Abreise festgesetzt. Nach Erledigung des Geschäftlichen sagte ich, nun wolle ich noch etwas spazieren gehen. Da bemerkte der Mann, der mich abholt hatte, ich müßte nach der Weisung der Polizei um 1/2 5 Uhr wieder auf dem Schiffe sein. Auf meine unwillige Fraage, ob ich denn immer noch Gefangener sei, rief die Angestellte, ich solle lieber mit dem Mann doch wieder zur Hafenspolizei gehen. Dieser lieferte mich dort ab und verhandelte mit einem Beamten. Nach längerem Hin und Her wurde mir verdonnert, daß der Herr Polizeikommissär habe mir gnädigst erlaubt, noch zwei Stunden spazieren zu gehen. Ich dachte, das reiche gerade noch für die Sossentische, die ich ja bis jetzt so wenig wie andere Sehenswürdigkeiten von innen besichtigt hatte. Ich aese also durch die heißen, häßlichen Uferstraßen über die neue Brücke hinauf und komme gegen 5 Uhr an die Moschee, aus der gerade Leute mit den Schuhen unter dem Arm kamen. Neben dem Eingang stand ein Mann, den ich für den Küster hielt. Auf meine Fraage, ob ich eintreten könne, hieß es „demain“ (morgen). Dieselbe Antwort kam, als ich bemerkte, daß ich morgen früh abreisen wolle. Mit dem Gedanken: „Allah hat es nicht haben wollen“, ging ich dann zum Hafen und Schiffe zurück. Nach den Erfahrungen, die ich am anderen Morgen bei der Gepäckaufgabe gemacht habe, war es aber vielleicht doch nicht der Wille Allahs, sondern das Bestreben des Küsters, neben der Eintrittsgebühr noch einen ordentlichen Nachschuß herauszuschlagen. So kam es, daß ich nicht einmal recht schreiben hatte, die in Aussicht genommenen Ansichtskarten zu schreiben, geschweige denn meinen Kindern ein Andenken zu kaufen. Auch hatte ich die Fahrt durch den Bosphorus nicht ausführen können und hatte den asiatischen Boden so wenig wie den afrikanischen betreten.

Am anderen Morgen stellte sich das Boot schon kurz nach 1/2 7 Uhr ein. Ich nahm vom Schiff, meiner zweiten Heimat, Abschied und fuhr zum Bahnhof. Die Zollprüfung war rasch erledigt. Schon vor 1/2 8 Uhr, also über eine Stunde vor Zuaabaug, war ich an der Gepäckstelle; ich wollte mein bescheidenes Reisegepäck aufgeben, um nicht als Einhändler beim Umsteigen behindert zu sein. Da der Dienst erst um 1/2 8 Uhr begann, führte mich mein Beauftragter zunächst in den Wartesaal, wo jeder Fernreisende in eine Liste eingetragen wird und sein Paß einen neuen Vermerk erhält. Die Liste wird dann dem den Zug beauftragenden Gendarmen übergeben, der unterwegs eine weitere Paßprüfung vornimmt und die Pässe bis zur Landesgrenze abnimmt. Wie unsicher muß sich eine Regierung fühlen, die den Fremden so belästigt und ihm den Aufenthalt in der Türkei so verleidet! Von ihr kann man jedenfalls in Erinnerung an ein französisches Rechtsprüdwort sagen: Der alte Despotismus ist tot; es lebe der neue!

Nachdem der Paß in Ordnung war, ging's zum Gepäck zurück. Es schlug 1/2 8 Uhr, und es begann eine gewisse Geschäftigkeit. Die Uhr zeigte 1/2 8: Es war kein Fortgang. Es schlug 8 Uhr; mein kleine 20 Kilo wiegender Koffer stand immer noch da. Ich hatte schon mehrmals zu meinem Begleiter gesagt, wir wollten mein Gepäck doch lieber in den Wagen tun, sonst käme ich nicht mit. Er meinte schließlich, ich solle einem der türkischen Bediensteten,

in dessen Hand ich schon manche Banknote verschwinden sah, etwas geben, damit ich eher bedient würde. Ich tat es. Das Gepäck wurde schließlich gewogen und der Gepäckschein ausgefertigt. Zwei Minuten vor Abgang des Zuges kam ich auf den Bahnsteig und mußte, als ich später den Schein in Ruhe ansehen konnte, mit Verdruss bemerken, daß der Beamte das Gepäck in der Eile bloß bis München aufgegeben hatte. Immerhin ging es mir noch besser als einem jungen Mann, der mit zwei großen Koffern nach Berlin fahren wollte und dessen Gepäckschein nicht mehr besorgt worden ist, obwohl er auch eine Stunde vor Zugabgang da war.

In dem stark besetzten Durchgangswagen, der den Schiff führte: Stambul, Belgrad, Budapest, Wien-Ostbahnhof, fragte ich, ob noch ein Platz frei sei. Sofort ertönte aus der Ecke der Ruf: „Ah, da spricht noch jemand Deutsch!“ Es war die Stimme eines schlesischen Studien-Assessors, der durch die Zerreißen Ober-schlesiens Pole geworden ist und eine Studienreise in den Balkan gemacht hat. Wir fuhren nun zusammen bis Wien. Von seinen Erzählungen seien hier nur zwei angeführt: Sein Paß kostete nach deutschem Geld über 200 Reichsmark, weil die Polen nicht wollten, daß die Leute über die Landesgrenzen gingen. Am Königsbühler Gymnasium aber würden bald die Schüler, bald die Lehrer gedroht, um der deutschen Schule das Lebenslicht möglicht bald auszublafen.

Die Bahn zieht zunächst um die Serraspitze, dem Marmarameer entlang bis San Stefano und führt dann ins Innere Thrakiens. Der Zug hielt an jedem Bahnhof und hielt ausgiebig. Wäre er mit der gleichen Stundengeschwindigkeit weitergefahren, so wären wir wohl in einer Woche noch nicht nach Hause gekommen. Die Bahnhöfe sind dürftig. Da nirgends Trinkbrunnen sind, finden sich zu den Bürgen Wasser- und Melonenverkäufer ein. Die Butter- und Wasser-Melone ist ja die Frucht, die wagaon- und schiffsweise der Hauptstadt zugeführt wird und deren fettiges Fleisch gern gegen den Durst verwendet wird. Es war schon Nacht, als wir nach Adrianopel kamen, und kurz darauf zum bulgarischen Grenzbahnhof. Hier blieb der Zug von abends 10 bis morgens 6 Uhr liegen. Unser Abteil war leer geworden, und wir konnten uns auf den Bänken ausstrecken. Bei Sonnenaufgang wichen sich die Reisenden an einem in der Nähe des Bahnhofs stehenden Drehbrunnen, den ein bulgarischer Knabe bediente. Es war ein Bild wie bei einer Kuaendherberae.

Der zweite Reisetag führte uns durch Bulgarien. Meine persönlichen Eindrücke waren hier viel freundlicher als in der Türkei. Das Land ist gut bestellt. Von einem mitfahrenden Finanzbeamten, der in München studiert hatte und dem man am Gesicht die Freude darüber ablas, daß er sich wieder einmal mit Deutschen unterhalten konnte, erfuhr wir, daß in Südbulgarien jetzt auch Baumwolle angebaut und verarbeitet werde. Die Paßbehandlung ist viel einfacher, die Leute im Zuge und auf den Bahnhöfen still und gemessen, nirgends das Geschrei, das einen in Griechenland und in Konstantinopel umtobte. Ein österreichischer Kapuzinervater fuhr eine lange Strecke mit uns, und in Sofia stieg eine Reisegefellschaft in den Zug, die unter Leitung eines Wiener Universitätsprofessors in Bulgarien erdkundliche Studien gemacht hatte. Von da an war Deutsch die Hauptsprache im Wagen. Sofia selbst liegt malerisch am Fuße der mächtigen Gebirgskette Rila-Rhodopa, namentlich in seinem Bahnhofsteil ist es aber noch recht landschaftlich. Von Konstantinopel bis Sofia war trotz des gebirgigen Landes kein Tunnel nötig. Im übrigen ist die Bahn von Konstantinopel bis Budapest einseitig, ein Mangel, der sich schon im Kriege nachteilig bemerklich gemacht hatte. Er ist auch jetzt die Ursache der teilweise sehr lauen Halte an Orten, wo eine Kreuzung abzuwarten ist. Nach Serbien fuhren wir nachts; in dieser Nacht hatten wir den ersten Neuen seit dem Golf von Nisara. Im Bahnhof Belgrad erlebten wir noch ein Stück Pallaumwirtschaft. Es waren uns wieder die Pässe abgenommen und ein Zettel behändigt worden, nach dessen Inhalt sie in Belgrad bei der Bahnpolizei abgeholt werden sollten. Wir kamen 6 Uhr morgens an und hatten eine Stunde Aufenthalt. Es war schon nicht leicht, auf dem großen und nicht mit Wegweisern versehenen Bahnhof den Polizeiraum zu finden. Dort hatte ein Schutzmann einen Stoß von 40-50 Pässen vor sich und trug sie in Gemütsruhe in eine Liste ein. Dann stemmelte er sie. Der Herr Kommissär, der sich erst fertigmachen mußte, unterschrieb sie darauf. Draußen standen, zum Teil mit ihrem Gepäck, 20-30 Leute, ähnlich wie bei uns im Kriege vor den Läden. Dann wurden die Pässe durch ein Fenster auszugeben; Dutzende von Händen streckten sich entgegen und hielten ihre Zettel hin. Als ich meinen Paß schließlich hatte und zurückeilte, war noch eine Minute bis zur Abfahrt des Zuges. Eine Prager Familie aber hatte einen der Söhne zum Pakfahnen geschickt, der sie nicht rechtzeitig bekam. Er blieb nun ohne Geld und Fahrchein in Belgrad, während die Familie ohne Pässe weiter fuhr. In Semlin allerdings drohten sie zurück und am Grenzbahnhof verließen sie den Zug. Ob sie, die schon wegen der Devisenbeschränkung beim Wechseln von Dollar in Bulgarien trübe Erfahrungen gemacht hatte und ihrem Umute beredten Ausdruck gab, an jenem Tag wieder zusammengekommen ist und weiterfahren konnte, weiß ich nicht. Wir aber hatten nach Ueber-schreitung der Grenze die Balkanstaaten endgültig verlassen und hatten ein Verständnis bekommen für den Kampf um die „Vereinigten Staaten von Europa“, durch die solche Plakereien besetzt werden sollten.

Aus meinen Erlebnissen ziehe ich für die Badener folgende Schlüsse:

1. Bleibe im Lande und — erhole dich im Schwarzwald.

2. Willst du in die Welt hinaus, vollends ins Morgenland, dann schließe dich einer Gesellschaftsreise an; du sparst viel Zeit und Verdruß und hast nicht die Schwierigkeiten der Verständigung und der ewig wechselnden Währungen.

3. Willst du aber dein eigener Herr sein und nach eigenem Willen reisen, dann stelle genau fest, was für Anforderungen in jedem Land gemacht werden. Besorge alles schon in der Heimat und tue lieber etwas zuviel als zu wenig.

Paul Sättele / Der Turmwart

Eine wahre Geschichte

Als die Eierfrau Rosalie ihren dritten Mann ehelichte, gab es in der guten Stadt Ueberlingen einen kleinen Auflauf. Nachdem nämlich die immerhin schon 70jährige Händlerin mit ihrem Liebsten den Trauring gewechselt und sein unumstößliches Jawort erhalten hatte, legte sie in der nächsten besten Wirtschaft ihren Hochzeitstaat ab, schlüpfte in das mitgebrachte Werktagshäs und zog mit ihrem neuen Ehegespons auf den Eierhandel. Die Ueberlinger sahen mit Verwunderung, wie sie, mit dem großen Marktkorb am Arm, resolut ihren Weg durch das alte Städtlein nahm und den verdühten Gemahl, der noch in Gehrock und Zylinder war, hinter sich herzog. Die wüthigen Zurufe der ehrsamten Bürger parierte sie so schlagfertig, daß sich ein schallendes Gelächter vom Münster bis zum Auffsircher Thor wie ein Wellenschlag fort-pflanzte. Sie marschierte aber, mit ihrem robusten, roten Gesicht, auf ihren kräftigen Böttinnenbeinen ohne Aufenthalt durch das Thor und begann nun, gegen Auffsirch zu, in den Bauernhäusern mit dem Einkauf der Eier. Da sie dabei überall den Bauernweibern mit Stolz ihren dritten Mann vorstellte, verstand es sich von selbst, daß diesem allerorts ein Glas oder gar ein Krüglein Most vorgelegt wurde, so daß er gegen Ende des Eierkaufs mit einem zünftigen Hochzeitsbraus errötend ihren Spuren folgte. Der Zylinder hing ihm im Genick, die weiße Halsbinde war verschoben, das Myrtenstränklein baumelte geknickt von der Brust herab. Die Rosalie dagegen trug schnaufend den bis zum Rand mit Eiern gefüllten Korb. So kam das Paar von seiner Hochzeitsreise in die Seestadt Ueberlingen zurück, wo sich alsbald erneut ein homerisches Gelächter erhob über das wackere Eierweiblein und ihren singenden Begleiter, der seiner Rosalie halb zärtliche Liebesworte, bald derbe Grobheiten zurief, die sie mit der lakonischen Gegenrede „Du Lump“ quittierte. Das ganze lach-lustige Städtlein war auf den Beinen, als dieser liebliche Braut-zug sich mit Getümmel durch seine Mauern bewegte. Die Käufer standen mit aufgestülpten Aermeln vor den großen Kellertüren, die Kaufleute vor ihren Läden, die Bürgerfrauen auf den hohen Steintreppen und unter den offenen Fenstern der Erker, und die Schar der Gassenbuben folgte dem Paar mit Geschrei und Stichelreden. So hielt die Rosalie mit ihrem „Dritten“ den ruhmreichen Einzug in die Seestadt.

Was der Hochzeitstag versprochen hatte, das hielt er auch. Der „Dritte“ war wirklich ein Lump, der die Rosalie nur geheiratet hatte, um sich von ihr verhalten zu lassen. So war es nicht zu verwundern, daß die Liebe des Eierweibleins bald erkaltete und einer oft sehr laut sich äußernden Verachtung Platz machte. Da der Grobian aber bei solchen Gelegenheiten stets den letzten Trumpf in der Hand hatte, indem er sie auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung regelrecht durchbläute, verwandelte sich ihre Geringschätzung in einen wütenden Haß. Aus diesem Gefühl heraus betete sie oft um Erlösung von diesem Uebel, wenn er betrunken in der Kammer neben ihr schnarchte. Und das brave Weiblein fand Erhörung. Eines Tages fiel der Trunkenbold im Rausch in den See und ertrank. Sie begrab ihn mit Anstand und Tränen, wie sich das gehörte, und ging erleichtert heim in ihr neues Witwentum. Sie hatte einen „Hohau“ bekommen von den Mannskenten, wie sie sich mit dem irgendwo aufgeschnappten französischen „haut goût“ ausdrückte, was etwa soviel wie „starker Tabak“ bedeuten sollte.

Umso erstaunter war ich, als ich sie nach längerer Zeit in ihrer ärmlichen Wohnung besuchte. Sie wohnte jetzt in einer größeren Stadt am See. Freudestrahlend kam sie mir entgegen, und alle Runzeln ihres über siebzigjährigen Gesichts waren von einem rosigen Schein überjähmeichelt wie ein rissiger Turm von weicher, warmer Abendröte. Sie trug ein dunkelblau gemustertes Kleid und schien in ihrem ganzen Wesen verjüngt und verschönt. Da ich, noch unter der Türe, meine Blicke rasch über das Zimmer fliegen ließ, entdeckte ich verschiedenes, was mit dem Haushalt einer ehrsamten Wittib nichts zu tun hatte. Sie lachte glücklich wie ein Kind, als sie meine verwunderten Augen sah, nahm, bevor sie mich zum Sitzen nötigte, eine blaue Mütze von der Wand, wie sie städtische Amtsdienner und dergl. tragen, hielt sie mir unter die Nase und rief:

„Das ist meine Dienstmütze! Denken Sie sich, er hat eine Dienstmütze! Und das ist nicht einmal die neue, die hat er auf!“

Da mein Gesicht in diesem Augenblick vermutlich sehr dünn aussah, fuhr sie mir mit der Mütze vor der Stirne herum, wie um den Nebel vor meinem Gehirnkasten fortzuschleudern, und schrie noch lauter und jubelnder:

„Fünzig Jahr' alt ist er erst! Und ein feiner Mann! Ein schöner Mann! Und er ist Turmwart bei der Stadt!“

„Ja, von wem reden Sie denn, Frau Rosalie?“, konnte ich endlich zu Wort kommen. „Sind Sie denn wieder verheiratet?“

„Schon seit einem halben Jahr! Haben Sie das nicht gemerkt? Ja, und so ein schöner Mann ist es! Und Geld verdient

er! Sehen Sie nur!“ Damit lief sie mit ihrer rundlichen Fülle zu einem Möbelstück, das in einer Ecke stand, und das man gemeinhin als Nachstuhl bezeichnet, hob den Deckel in die Höhe und hielt mir ein Geschütz mit einem Henkel unter die Nase, das bis zum Rand mit Silberstücken gefüllt war.

„Soviel verdient er“, sagte sie noch einmal stolz, und ließ eine Handvoll der Münzen durch ihre Finger gleiten. „Natürlich bekommt er es nur in 10-Pfennigstücken, aber er gibt mir alles zum Umwecheln und Aufheben. So ein guter Mann ist es.“

Da ich bisher der Meinung gewesen war, daß ein Turmwart keine bezahlte Stellung habe und auch nicht mit einer betrieblen Dienstmütze herumlaufe, drückte ich meine Verwunderung darüber aus, daß ihr Mann als Turmwart soviel verdiene. Sie nickte eifrig und fast gekränkt über meine Zweifel und fügte stolz hinzu:

„Ja, es ist oft soviel, daß er es garnicht allein einkassieren kann, besonders an Sonntagen. Da nehme ich dann das Geld in Empfang, obgleich es für meine alten Beine keine Kleinigkeit ist, so hoch zu ihm hinaufzusteigen.“

Die Reden der guten Alten wurden mir immer unverständlich. War ihr „Bierter“ am Ende Turmwart für die Sommergäste auf dem Feldberg oder gar auf dem Säntis?

Plötzlich rief die Rosalie aus:

„Kommen Sie mit! Ich muß Ihnen meinen Mann zeigen! Ich nehme ihm dann gerade ein Besper mit.“

Damit packte sie Brot und Schweizerkäse in ein Körbchen, steckte eine Flasche Bier dazu, und wir machten uns auf den Weg. Als sie aber am Münster die steinerne Wendeltreppe zum Turm mit mir zu erklimmen begann, kam mir plötzlich der Verdacht, daß es in ihrem Oberstübchen nicht mehr ganz richtig sein könne. Ich suchte sie daher von ihrem Vorhaben abzubringen, indem ich ihr begütigend zuredete, allein sie lenkte schnaufend und ohne ein Wort zu verlieren vor mir her, und ich sagte mir, daß es das Beste sei, der Irren zu folgen, weil man solchen Unglücklichen nicht widersprechen darf. Wer weiß, was sie in ihrem Wahn anstellen konnte. Ich ging also, vorsichtig Abstand von ihr haltend, weiter, bis wir in das Glockenhaus kamen. Dort blieb sie aufatmend stehen, und das Licht, das durch die Lutten hereinfiel, zeigte mir ihr von der Anstrengung hochrotes Gesicht. Sie ging zu der großen Hosianna-Glocke hin, streichelte mit der Hand darüber, daß sie ganz leise zu summen anfing und sagte mit seltsamem Lächeln:

„Gelt, wir verstehen uns! Hören Sie, wie sie mit mir spricht? Ja, sie weiß auch, daß sie bei mir und meinem Turmwart in guter Hut ist.“

Dann klopfte sie mit dem Knöchel darauf, daß es wie ein tiefes, klingendes Rauschen durch ihr Erz ging. Mir wurde immer unheimlicher zumute. Zweifellos, die arme Rosalie war verrückt geworden. Ich mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um ihr weiter zu folgen, als sie jetzt wieder in das Dunkel der Wendeltreppe eintauchte. Vorsichtigerweise hielt ich meine Hände griffbereit vorgestreckt, falls die Tolle sich plötzlich aus dem Finstern auf mich stürzen sollte. Aber sie tappte unentwegt weiter im Kreise herum, bis es endlich heller wurde und wir auf der ersten Terrasse des Turmes standen. An der Brüstung lehnte ein Mann in blauer Schildmütze mit braunen Treffen. „Gott sei Dank“, dachte ich aufatmend, „hier ist wenigstens noch ein Mensch. Zu zweit werden wir sie schon überwältigen, falls ihr Irrsinn sich als gefährlich erweisen sollte!“

In diesem Augenblick wandte sich die Rosalie zu mir um und sagte, indem sie das Körbchen gegen den Mann mit der Schildmütze bewegte:

„Das ist mein Mann! Hab' ich nicht recht gehabt, daß er schon und jung ist und eine Dienstmütze auf hat?“

Der also Angeredete lachte gutmütig über das ganze Gesicht, nahm der Frau das Körbchen ab und stellte es auf das breite Gesims der Brüstung. Dann schnitt er sich einen tüchtigen Rausch Brot und begann beglücklich zu kauen. Die Sache schien also doch ihre Richtigkeit zu haben; er war ihr Mann, ihr „Bierter“. Die Rosalie war also nicht verrückt. Nur aus dem Turmwart wurde ich noch nicht klug. Daher sagte ich zögernd:

„Aber Ihr Mann ist doch nicht Turmwart, wie Sie sagten!“

„Ja, Sie sehen doch, daß er Turmwart ist“, rief das einstige Eierweiblein entrüstet.

Da griff ihr Mann ein.

„Ich bin städtischer Turmwächter. Meine Frau sagt nur immer Turmwart, es ist aber dasselbe.“ Jetzt ging mir ein Licht auf. Die Rosalie hatte das hochdeutsche Turmwächter mundartlich ganz richtig mit Turmwart bezeichnet, und ich leistete der wackeren Frau im stillen Abhilfe, daß ich sie dafür für verrückt gehalten hatte. Jetzt war mir auch der Segen im Nachstuhl klar, und ich freute mich, daß Rosaliens „Bierter“ so gut ausgefallen war.